

REITEN

Keine Staatsamateure mehr

Oberstleutnant Llewilyn, England, der anerkannt beste Springreiter der Welt, hat keine gute Meinung von der deutschen Nachkriegsreiterei: „Es ist zwecklos für die Deutschen, nach Helsinki zu fahren.“

Das war ursprünglich auch die Ansicht von Deutschlands oberstem Reiterchef, Oberlandesstallmeister a. D. Gustav Rau. Aber bei der Tagung im Gestüt Warendorf entschieden sich jetzt die Reiterverbände, eine deutsche Equipe bei den Olympischen Spielen 1952 in der Dressurprüfung, im Jagdspringen und in der Military an den Start gehen zu lassen.

Dabei sind des englischen Oberstleutnants Llewilyn und des deutschen Oberlandesstallmeisters Rau Bedenken gegen einen deutschen Start in Helsinki berechtigt. In dem Herrnsport des Turnierreitens hat der Krieg mehr zerschlagen, als in sechs Nachkriegsjahren wieder aufzuholen war.

Der Krieg hat beinahe die gesamte deutsche Olympia-Reiter-Elite aus dem Sattel geworfen:

- Ludwig Stubbendorff, Goldmedaille in der Vielseitigkeitsprüfung: gefallen;
- Kurt Hasse, Goldmedaille im großen Jagdspringen: gefallen;
- Rudolf Lippert, Goldmedaille mit der Mannschaft der Vielseitigkeitsprüfung: gefallen;
- Heinz Brandt, Goldmedaille mit der Mannschaft des großen Jagdspringens: am 20. Juli 1944 im Führerhauptquartier mit in die Luft gesprengt;
- Freiherr von Wangenheim, Goldmedaille mit der Mannschaft der Vielseitigkeitsprüfung: für 25 Jahre Zwangsarbeit in Sibirien.

Nicht nur an Reitern mangelt es, auch Deutschlands klassisches Pferdereservoir ist russisch besetzt. Was aus Ostpreußen gerettet werden konnte, ist nur noch zur Zucht zu gebrauchen. Die letzten guten Turnierpferde wurden außer Landes gebracht. Die Amerikaner scheuchen sie in Fort Riley über den Trainings-Parcours.

Deutschlands Mangel an leichten Springpferden hat den Equipen-Chef der deutschen Mannschaft, Oberst a. D. Harald Momm, der einst Deutschlands bester Springreiter war, auf die schweren Holsteiner umschwenken lassen. Die deutschen Pferde sollen durch „safety first“ das Manko an Geschwindigkeit ausgleichen.

Aber weniger die Pferde als die Reiter sind die Sorge des Obersten Momm, der noch vor zwei Jahren in russischen Bergwerken schuftete. Sein Grundsatz: „Zurück zu den Maximen der Kavallerieerschule, nach denen die Voraussetzung jedes erfolgreichen Springreitens die solide, dressurmäßige und gymnastische Durchbildung von Reiter und Pferd ist. Unseren Olympia-Kandidaten fehlt es an preußischem Kavallerie-Schliff!“

Die Amateure von Staats wegen, wie früher die Kavallerieoffiziere, gibt es noch nicht wieder in der Bundesrepublik. Pferde wie Reiter müssen aus einer Schicht genommen werden, die noch vor wenigen Jahren für diesen Herrnsport als indiskutabel galt: den Bauern.

Doch auch nur zwei von ihnen haben wirkliche Chancen in Helsinki:

- Fritz Thiedemann, Bauer aus Weddinghusen bei Heide in Holstein, zweifacher Sieger im deutschen Springderby.

- Hans Evers, 19jähriger Bauernsohn aus Hemme in Holstein, punktbesten Reiter der letzten zwei Jahre.

Die reitenden Kavalier des Auslandes hätten beide gerne wegen des Verstoßes gegen den Reiter-Konvent als nicht gesellschaftsfähig in das Berufsreiter-Lager einsortiert, denn Bauern reiten ja von Berufs wegen über ihre Felder. Doch die Amateur-Untersuchungskommission konnte nichts Profi-ähnliches daran finden.

Ueber das Amateur-Statut waren 1948 in London die Schweden erheblich gestolpert. Nach den für die Olympiade geltenden Bestimmungen werden Offiziere als Amateure, Unteroffiziere und Mannschaften aber als Profis betrachtet. Deshalb hatten die Schweden aus dem Reiter-Korporal Gehnall Persson schnell einen Leutnant gemacht. Als Persson später wieder als Unteroffizier herumließ, mußte Schwe-



Chancen in Helsinki
Reiter und Bauer: Fritz Thiedemann

den die in der Dressur-Mannschaftsbewertung errungene Goldmedaille wieder abgeben.

Für die Dressurprüfung der Olympiade hat Deutschland die besten Pferde. Oldtimer Otto Lörke, 72, der schon die Parade-gäule Wilhelms II. zuritt und 1936 die deutsche Equipe auf die sechs Goldenen Medaillen vorbereitete, hat im westfälischen Vornholz die Dressurpferd-Elite Europas stehen. Jedes einzelne Tier ist eine Goldmedaille wert.

Aber niemand weiß, wer die Pferde reiten soll: Deutschlands Dressurreiter-Hautevolee fällt geschlossen unter die Kategorie der Berufsreiter. Einzig aus der Zeit der Offizier-Edelamateure ist der ehemalige Oberleutnant Heinz Polley übrig geblieben, der 1936 die Goldmedaille in der großen Dressurprüfung errang. Polley ist heute Assistent bei Professor Hahn in Göttingen.

Die größten Chancen hat Deutschland in der Military, einer Vielseitigkeitsprüfung mit 36-km-Geländeritt, Jagdspringen und Dressurprüfung. Oberlandesstallmeister Gustav Rau findet, daß sich die Military-Pferde und -Reiter durchaus neben dem berühmten Ostpreußen „Nurmi“ sehen lassen können. „Nurmi“ gewann 1936 in Berlin die Goldene Medaille.

FORSCHUNG

DOMAGK

Wie einst Robert Koch

Von den Untersuchungen, die Professor Gerhard Domagk gegenwärtig in seinen Laboratorien unter der Wuppertaler Schwebebahn ausführt, wird es abhängen, ob außer Tb-Kranken auch Krebskranke neue Hoffnungen schöpfen dürfen. Gerhard Domagk, Entdecker der Heilwirkung der heute besten chemischen Arzneien der Welt, prüft seit Monaten neue Heilmittel gegen den Krebs.

Wie weit diese Arbeiten gediehen sind, erzählt er auch seinen besten Bekannten nicht. Wenn er auf Kongressen spricht, dann geht er nur auf seine früheren Erfolge ein und schildert die Wirkung der Sulfonanilide und des Tuberkulose-Heilmittels Tb I, dessen Heilkraft er entdeckte. Immer sind diese Vorträge unpersönlich gehalten. Den Anteil der Chemiker („meiner chemischen Kollegen“) an den Erfolgen erwähnt er lieber einmal mehr.

Wohin der international bekannte Wissenschaftler kam, hat er sich Sympathien erworben. „Professor Domagk hat mehr erreicht, um das deutsche Ansehen in der Welt wiederherzustellen, als die meisten deutschen Nachkriegspolitikern“, bestätigte ihm Svenska Dagbladet bei seinem letzten Besuch in Schweden. Südamerikanische Universitäten wollten ihm Lehrstühle einrichten und verführerisch modern ausgestattete Laboratorien überlassen. „Es war nicht immer leicht, Nein zu sagen“, gesteht Domagk. Aber er blieb seinem deutschen Forschungskreis treu.

Der Professor Dr. med. Dr. h. c. (Münster) Dr. h. c. (Bologna) Dr. h. c. (Lima) Dr. h. c. (Cordoba) Dr. h. c. (Buenos Aires), Nobelpreisträger von 1939, Comtur des peruanischen Sonnenordens, Ehrensensator der Universitäten Münster und Greifswald und Ehrenbürger der Städte Wuppertal und Verona, ist ein unkomplizierter Mensch, der keinen Rummel um seine Person schätzt.

Reporter können meistens nur schildern, wie es ihnen nicht gelungen ist, Professor Domagk zu sprechen. Der lange, aufrechte 56jährige, bei dem Bärtchen und Bügelfalten nur andeutungsweise vorhanden sind, ist von Natur aus zurückhaltend und wirkt in einem größeren Kreis beinahe schüchtern. Sein Sich-Abschließen gegen die Öffentlichkeit grenzt schon fast wieder an Eitelkeit.

Und doch bleibt es ihm nicht erspart, daß immer wieder sein Name in allen möglichen Verbindungen genannt wird, daß er vor den seltsamsten Gremien sprechen soll. Auf seinem Schreibtisch stapeln sich die Einladungen zu Veranstaltungen, bei denen man ihn gern sehen möchte. Er beantwortet alle mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, auch wenn es Absagen sein müssen. Diesen Hang zur Gründlichkeit hat er von seinem Vater, dem preußischen Kontrolleur im märkischen Lagow (jenseits der Oder), geerbt.

Der Kieler Medizinstudent des Jahres 1914 ist entsetzt, als er nach einer Kriegsverwundung im Dezember als Sanitäts-soldat in die Cholera-Lazarette der Ostfront kommt. Kameraden sterben vor seinen Augen, weil die Stabsärzte den meisten Infektionskrankheiten hilflos gegenüberstehen. Wundinfektionen machen mühsam errungene Erfolge der Chirurgie wieder zunichte. Dies ist der Anlaß, daß das medizinische Greenhorn Domagk nach Mitfeln zu suchen beginnt, mit denen man diese unheimlichen Infektionskrankheiten wirksam bekämpfen kann.

Vorzeitig aus dem Wehrdienst entlassen, sitzt er 1918 schon wieder in den Kollegs in der Kieler Uni. Staatsexamen, Doktor, Assistenzarzt, alles pharmäßig. Er beschäftigt sich jetzt mit der Frage, wie sich der Körper gegen Krankheitserreger schützt. Die Zellsysteme, die für die Vernichtung eingedrungener Bakterien und Viren verantwortlich sind, interessieren ihn am meisten. Er grübelt darüber, wie man diese Zellsysteme in ihrer Abwehr unterstützen könnte.

Daß der junge Assistenzarzt Domagk außerordentliche Fähigkeiten hat, spricht sich bald herum, und so holt ihn die medizinische Fakultät Münster als Oberarzt nach Westfalen. Seine Forschungen machen ihm aber mehr Freude als der tägliche Kleinkram des Krankenhauses. Immerhin bringt ihm seine Stellung so viel ein, daß er heiraten kann.

das später als Atebrin weltbekannt wird. Schon zwei Jahre später, 1920, wird ihm ein eigenes Forschungsinstitut für pathologische Anatomie und Bakteriologie eingerichtet. Es wird eine regelrechte Klinik für kranke Tiere, Mäuse, Ratten, Kaninchen und Meerschweinchen, denn Domagks Aufgabe ist es, die infizierten Wäger mit den neuen Chemikalien zu behandeln, die ihm die Chemiker Dr. Joseph Klarer und Dr. Fritz Mietzsch im Laboratorium mixen. Es sind komplizierte chemische Verbindungen mit dem Sammelnamen Sulfonamide.

Die Sulfonamide waren nicht von den IG-Chemikern erfunden worden. Das erste Pulver dieser Art hatte schon der Wiener Chemiker Gelmo kurz nach 1900 bereitet. Sein Sulfanilamid wurde später von den Tuchfabrikanten gern benutzt, weil es fest im Gewebe haftet und weil die Farbe auch beim heftigsten Walken der Stoffe nichts

Aber in der IG taucht in periodischen Abständen immer wieder der Gedanke auf, daß die im Werk fabrizierten Sulfonamide mehr leisten müßten. Die Chemiker Dr. Klarer und Dr. Mietzsch versuchen es, nachdem Domagk zu ihnen gestoßen ist, einmal mit einer Naphthalin-Verbindung. Sie schicken ihre Präparate zu Domagks Laboratorium hinüber.

Mit diesen Präparaten behandelt der Professor seine Versuchstiere, beobachtet genauestens die Wirkung und siebt die besten Verbindungen heraus. Heute steht fest: Die Chemiker Klarer und Mietzsch sind die *Erfinder* neuer Sulfonamid-Kombinationen, der Mediziner Domagk ist der *Entdecker* ihrer Heilwirkung im Organismus. Nur in solcher Gemeinschaftsarbeit ist die Erforschung einer derart großen Heilmittelgruppe möglich.

Es ist eine mühsame, nerventötende Kleinarbeit. Ueber jedes einzelne Tier wird Buch geführt. Genau wird in den Protokollen vermerkt, welche Krankheit besteht, welches von den mehreren hundert Versuchspräparaten in welcher Menge verordnet wurde, wie sich die Tiere anschließend verhalten und wie lange die Behandlung ausgeführt wird.

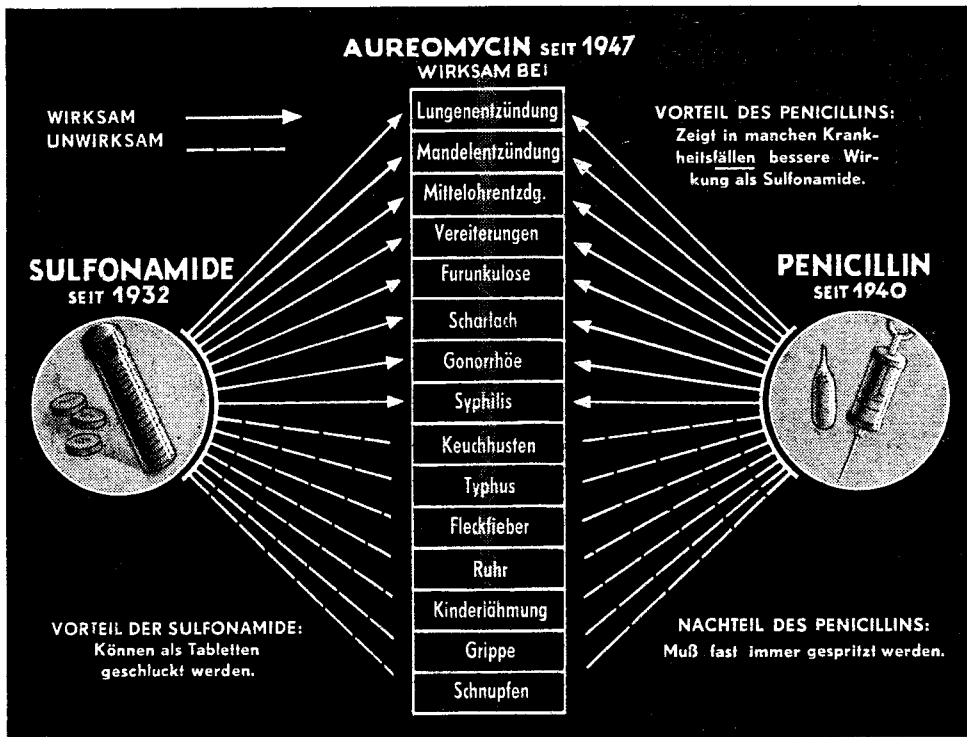
1932 steht fest, welches der zahllosen Versuchspräparate mehreren Kliniken zur Erprobung übergeben werden kann. Die Urteile der Aerzte sind hoffnungsvoll: Sie haben mit dem Elberfelder Pulver Kranke mit Lungenentzündung, Knochenmarkseiterung und vielen Wundinfektionen geheilt. Das erste Sulfonamid kommt 1935 unter dem Namen Prontosil in den Handel.

Inzwischen sind die Arbeiten im Laboratorium weitergegangen. Sulfonamide mit noch besseren Wirkungen werden gefunden. Die Mitteilungen über Prüfungsergebnisse neuer Sulfonamide erscheinen in den medizinischen Fachzeitschriften häufiger. Weitere Krankheiten werden mit Sulfonamiden geheilt: Gonorrhöe, Mittelohrentzündung, Angina, Blutvergiftung, Kinderbettfieber, Mandelentzündung und viele andere. Den Aerzten wird klar, daß eine neue Epoche der Bakterienbekämpfung begonnen hat. Domagks Pulver gelten als universelle Heilmittel gegen die kugelförmigen Bakterien, die „Kokken“.

Die von Mietzsch und Klarer entwickelten Sulfonamide werden patentamtlich geschützt. Der wichtigste Ausgangsstoff dagegen, das Sulfanilamid des Wiener Gelmo, war nicht patentfähig, weil seine Zusammensetzung bereits in einer chemischen Fachzeitschrift veröffentlicht worden war, ehe es Bedeutung für die Heilkunde bekam.

So können nach Domagks Entdeckung andere Firmen ebenfalls eigene Sulfonamide entwickeln. Die Heilmittel sind auch im Ausland längst bekannt und werden in großen Mengen fabriziert, ehe die deutschen Patente nach dem Krieg beschlagnahmt werden. Heute sind die USA die größten Sulfonamid-Produzenten.

Während die Welt sich an der verblüffenden Heilwirkung der Sulfonamide begeistert, gibt Dr. Alexander Fleming, ein



Aber schon zwei Jahre nach seiner Ankunft in Münster bittet er um Urlaub. Endlich bietet sich ihm die Chance, die er sich schon lange gewünscht hat. Er darf sich ohne weitere Verpflichtungen seiner Lieblingsarbeit widmen: Die mächtige IG hat einen Forschungsauftrag für ihn.

Domagk nimmt um so lieber an, als die pharmazeutische Abteilung des größten deutschen Chemiekonzerns schon seit Kriegsende dieselben Heilmittel prüft, wie sie auch Domagk vorschweben. Die IG will einen chemischen Ersatz für das natürliche Chinin aus Niederländisch-Indien schaffen. Als Domagk 1927 im Alter von 32 nach Wuppertal kommt, wird gerade ein neues Präparat gegen die Malaria vorbereitet,

von ihrer Frische verliert. Zu jener Zeit hatte Gelmo noch nicht voraussehen können, welche Möglichkeiten in dieser neuen chemischen Verbindung steckten.

Obwohl es nun Domagks Aufgabe war, neue Anwendungsmöglichkeiten dieser chemischen Verbindungen zu erforschen, war er nicht einmal der erste, der vermutete, Sulfonamide könnten ein Gift für die Bakterien sein. Er saß noch im Hörsaal der Kieler Uni, als im New Yorker Rockefeller-Institut 1919/20 Sulfonamid-Chinin-Mischungen als Heilmittel gegen die Lungenentzündung ausprobiert wurden. Die Rockefeller-Forscher urteilten jedoch bald darauf: Kein Resultat — weitere Bemühungen zwecklos.



Scharlachberg Meisterbrand

EIN WEINBRAND, DER HALT, WAS SEIN NAME VERSPRICHT...

kleiner, bescheidener Bakteriologe an der Londoner Universitätsklinik St. Mary, die Hoffnung auf, daß seine 1928 aus Schimmelpilzen gewonnene gelbbraune Flüssigkeit jemals eine Rolle bei der Bakterienvernichtung spielen könnte. Er läßt sich überzeugen, daß Arzneien in der Retorte leichter herzustellen sind als durch mühsame Pilzzüchtung. Er stellt seine eigenen Arbeiten zurück und beginnt ebenfalls mit der Erforschung der Sulfonamide. Erst als nach Kriegsausbruch deutsche Sulfonamide nicht mehr zu haben sind, wird die Entdeckung des Bakteriologen Fleming berühmt: England produziert ab 1940 Penicillin.

Aber schon vorher sind Umstände eingetreten, die das absolute Vertrauen in die Sulfonamide ein wenig erschüttern. Allmählich melden einzelne Aerzte, daß sie sich im Anfang besser auf die neuen Heilmittel verlassen können. Eine norddeutsche Klinik kann anfangs neun von zehn Gonorrhöe-Kranken als geheilt entlassen. Die Patienten brauchen nur kurze Zeit in regelmäßigen Abständen einige Sulfonamidtabletten zu schlucken, dann kann fast mit Sicherheit vorausgesagt werden, daß sie ein paar Wochen später wieder gesund sein werden.

Kurz vor Kriegsausbruch aber beginnen die Erfolgchancen dieser Behandlungsweise zu sinken. Bald kann nur noch jede dritte Gonorrhöe-Erkrankung mit Sulfonamiden erfolgreich behandelt werden.

Von einigen übereifrigen Aerzten sind die Sulfonamide oft als Wundermittel gepriesen worden. Ein wahres Wunder scheint sich jetzt aber zugunsten der Bakterien zu vollziehen: Einzelne Bazillen, die schon immer besonders widerstandsfähig waren oder im Abwehrkampf gegen die Sulfonamide besonders widerstandsfähig geworden sind, bleiben am Leben. Nach den Vererbungsregeln sind auch ihre Nachkommen widerstandsfähig. So sind allmählich sulfonamidfeste Bakterienstämme herangewachsen.

Seither wird die Anpassung der Bakterien bei allen modernen Heilmitteln beobachtet. Die Abwehrkraft wird aber nur gegen ein bestimmtes Medikament erworben. Wo Sulfonamide versagen, kann jetzt Penicillin helfen und umgekehrt.

Ueber die Wirkungsweise der Sulfonamide sind sich die Elberfelder Forscher anfangs selbst nicht im klaren. Sie beobachten nur, daß eine stoßweise Verabfolgung der Tabletten in größeren Mengen die Bakterien am besten besiegt. In gleichmäßig verteilten Dosen verordnet, kommen dagegen oft Versager vor. Die Bakterien bleiben unempfindlich oder gewöhnen sich an das Gift.

Ein merkwürdiger Zufall hilft, das Rätsel der Wirkungsweise zu lösen. In den dreißiger Jahren beklagen sich mehrere Molkeereien, daß ihre Käsemeier im Winter und Frühjahr keinen richtigen Emmenthaler zustande bringen. Es wird festgestellt, daß die Milch von Kühen stammt, die Silofutter zu fressen bekommen haben. Professor Richard Kuhn vom Kaiser-Wilhelm-Institut für Medizinische Forschung in Heidelberg geht der Sache nach und ermittelt, daß dem Silofutter ein bis dahin unbekanntes Vitamin fehlt. Er entdeckt diesen Wirkstoff in frischen Pflanzen und nennt ihn Vitamin H.

Merkwürdig: Dieses Vitamin H hat den gleichen chemischen Bau wie die Sulfonamide. Nur ein biologischer Unterschied besteht: Vitamin H ist für die Bakterien lebenswichtige Nahrung, der chemische Ersatz (die Sulfonamide) dagegen ist für sie völlig unbrauchbar. Bakterien, die Sulfonamide aufnehmen, gehen offensichtlich an Vitaminmangel zugrunde. Zumindest werden sie so geschwächt, daß sie den Abwehrkräften des Körpers zum Opfer fallen.

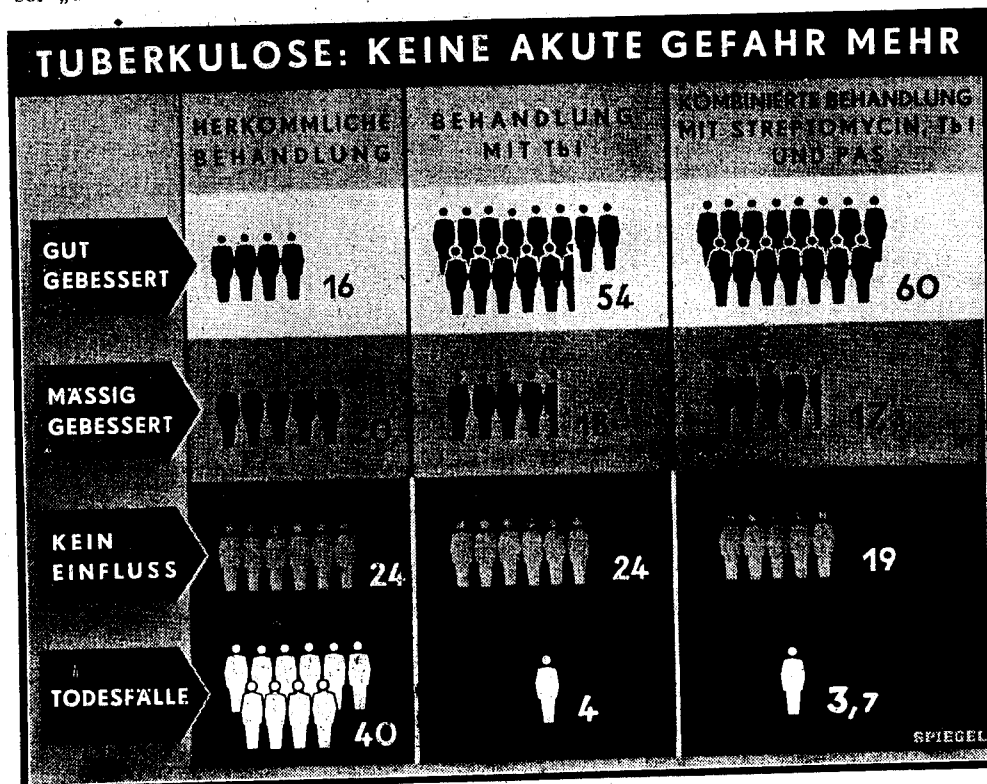
Domagk hat also erreicht, was ihm 1924 in Greifswald vorschwebte. Er hat durch ein chemisches Mittel die Lebensfähigkeit der Bakterien geschwächt und der Widerstandskraft des Körpers die Vernichtung der Krankheitserreger erleichtert. Für diese Leistung setzt ihn das Nobelpreiskomitee 1938 auf die Anwärterliste für die höchste wissenschaftliche Ehrung. Die erforderliche Stimmenzahl reicht diesmal noch nicht aus. 1939 aber ist er Spitzenkandidat.

Während in Stockholm noch die Beratungen andauern, erfährt ein Sekretär der Deutschen Botschaft von einem Angestellten des Karolingischen Instituts unter der Hand, daß Domagks Ehrung zu erwarten sei. Die Mitteilung wird nach Berlin weitergegeben. Postwendend telegraphiert Kultusminister Rust direkt an das schwedische Außenministerium, diese Verleihung sei „durchaus unerwünscht“. Das ist nur

erzählen, was zwischen der Aufgabe beider Briefe geschehen ist:

„Am 17. November wurde ich von der deutschen Geheimpolizei verhaftet. Zwei Polizeioffiziere drangen in meine Wohnung ein, identifizierten sich und stellten mich ohne Angabe von Gründen unter Arrest.“ Im selben Haus, in dem ihm fast zwölf Jahre später, am 15. März 1951, der Ehrenbürgerbrief der Stadt Wuppertal überreicht wird, hält ihn die Polizei gefangen. Der Professor berichtet darüber in einer Erklärung, die 1947 von der Nordwestdeutschen Aerztekammer nach Stockholm gesandt wurde:

„Als mir befohlen wurde, meine Zelle zu reinigen und Kaffee zu trinken, weigerte ich mich. Dann wurde ich in Gegenwart eines höheren SS-Offiziers aus Düsseldorf verhört... Ich weigerte mich auch ferner, etwas zu mir zu nehmen, bis der Polizei-



eine Umschreibung des auch in Schweden bekannten Tatbestandes, daß Hitler jedem Deutschen die Annahme eines Nobelpreises verboten hat, seit der KZ-Sträfling Carl von Ossietzky mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet worden ist.

Treu nach Nobels Testament kümmert sich die Gelehrtenversammlung natürlich nicht um diese politische Einmischung und spricht Domagk den Preis zu. Der tut, was man von einem Beamten in solch einem Fall erwartet: Als Angehöriger des Lehrkörpers der Universität Münster benachrichtigt er seinen Rektor und die Medizinische Fakultät. Er wartet in den nächsten Tagen, wie sich seine Vorgesetzten und vor allem das Kultusministerium zu seiner Mitteilung stellen. Aber unter den vielen hundert Glückwünschen ist kein Behördenbrief.

Da setzt sich Domagk am 1. November an den Schreibtisch, dankt dem Rektor des Karolingischen Instituts in freundlichen Worten und stellt sein Erscheinen zur Verleihung in Aussicht. Er fügt hinzu, daß er allerdings noch die Antwort seiner Regierung abwarten müsse. Drei Wochen später bekommt der schwedische Rektor einen zweiten Brief mit dem Poststempel Wuppertal. Es ist eine kurze, kühle und im Ton beinahe beleidigende Absage Domagks. Erst nach dem Krieg darf der Professor

kommissar, der sehr freundlich war und den Unsinn meiner Verhaftung einsah, mir einen Raum mit einer Couch anbot und meiner Frau erlaubte, mir etwas zu essen zu bringen.“

Hitler hat die Festnahme Domagks selbst befohlen. Er vermutet, daß Domagk irgendwelche verbotenen internationalen Verbindungen besitzt und den Preis aus politischen Gründen bekommen hat. Als aber dafür keine Beweise zu erlangen sind, wird der Professor nach acht Tagen wieder freigelassen. Kurz danach soll er in Berlin vor einem internationalen Gremium sprechen. Die Gestapo bekommt Wind, läßt Domagk wiederum festnehmen und eine Erklärung unterzeichnen, daß er den Vortrag nicht halten werde. Man will ihn von den ausländischen Gästen fernhalten.

Dann wird er zu seiner vorgesetzten Dienstbehörde befohlen. „Im Erziehungsministerium mußte ich einen bereits vorliegenden Brief unterzeichnen, mit dem ich den Nobelpreis ablehnte. Diesen Brief mußte ich im Polizeipräsidium Wuppertal abliefern, so daß er dort abgestempelt und damit der Eindruck erweckt werden konnte, ich hätte ihn freiwillig selbst geschrieben und in Wuppertal aufgegeben.“

Der von der Nordwestdeutschen Aerztekammer 1947 zugunsten Domagks unternommene Vorstoß trifft in Schweden auf

volles Verständnis. Das Komitee beschließt, die Verleihung des Preises noch im gleichen Jahr nachträglich vorzunehmen. Am 9. Dezember 1947 überreicht ihm König Gustaf Urkunde und Goldmedaille.

Der Nobelpreis zeichnet Gerhard Domagk für Leistungen aus, die er später noch weit übertrifft. Die Sulfonamide bezwingen viele Infektionskrankheiten, aber gegen die Vorkriegs-Volkskrankheit Nr. 1, die Tuberkulose, sind sie machtlos. Die Tuberkelbazillen sind in einen wachsartigen Panzer eingeschlossen, der sie offenbar gegen das Eindringen der Chemikalien schützt.

In dem für Domagk aufregenden Herbst 1939 haben ihm seine Chemiker neue Verbindungen der Sulfathiazol-Reihe hergestellt. Der Mediziner Domagk läßt sie zunächst im Reagenzglas auf Tuberkelbazillen los und beobachtet, daß diese neuen Verbindungen wesentlich aggressiver sind als die anderen Sulfonamide. Im nächsten Jahr veröffentlicht er eine kurze Mitteilung darüber. Aber dann hüllt er sich lange in Schweigen.

Die Versuche an kranken Tieren sind unbefriedigend ausgefallen. Domagk steht vor denselben, unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten wie einst Robert Koch, dem sein Tuberkulin die größte Enttäuschung seines Lebens bereitete. Dieser erste Mißerfolg mit einem Tb-Heilmittel läßt die ernsthaften Forscher noch immer vor übereilten Schritten zurückschrecken.

Domagk wartet, obwohl im Krieg ein schwedisches Mittel von Dr. Lehmann, die Para-Amino-Salizylsäure (besser unter der Abkürzung PAS bekannt) auftaucht und 1945 die berühmte amerikanische Mayo-Klinik das von Dr. Selman A. Waksman entdeckte Streptomycin als wirkungsvolles Mittel gegen die Tuberkulose erkennt und empfiehlt. Inzwischen haben Luftangriffe große Teile der wie in einen Flaschenhals gebauten Stadt Wuppertal zerstört. Die Arbeit stockt. Das Laborhaus ist glimpflich davongekommen, aber in den ersten unsicheren Monaten nach Kriegsende ist an größere Fortschritte nicht zu denken. Die IG muß auf ihren Briefköpfen hinter der Firmenbezeichnung das Wort „in dissolution“ (in Auflösung) führen.

Trotz allem meldet der unerschütterliche Domagk zusammen mit Dr. Robert Behnisch, Dr. Fritz Mietzsch und Professor Dr. Hans Schmidt schon 1946 einen neuen Erfolg. Sie haben seit Jahren in aller Stille neuartige Chemikalien geprüft, die Thiosemicarbazone. Das Testpräparat mit der Nummer 698 ist der Favorit in dieser Gruppe. Es führt die Arbeitsbezeichnung Tb I/698.

Im November 1947 macht der für alles Neue aufgeschlossene Freiburger Internist Professor Dr. Ludwig Heilmeyer, ein Mitschüler des Atomphysikers Heisenberg, die erste schwache Andeutung, daß sich Domagks Präparat in seiner Klinik zu bewähren scheine.

Genaue Zahlen gibt aber erst drei Monate später ein bis dahin unbekannter Arzt, Dr. Berthold Mikat, der nur in Vertretung seines Chefs, Dr. Fritz Kuhlmann aus Mölln, spricht: Im Krankenhaus der Landesversicherungsanstalt Schleswig-Holstein ist nach Tb I-Behandlung bei 49 von 66 Patienten mit Lungentuberkulose eindeutige Besserung nachgewiesen worden. Das ist der Start für die Einführung des Tb I, das später den Namen Conteben bekommt.

Die Aerzte machen gute Erfahrungen mit Conteben, wenn sie Knochen-, Kehlkopf-, Wirbel- und Hauttuberkulose zu behandeln haben. Bei der Lungentuberkulose gilt das gelbe Pulver dagegen noch nicht als absolut sicheres Mittel. Die von den Bazillen befallenen Gebiete der Lunge sind meistens schon zerstört und nicht mehr an den Blutkreislauf angeschlossen.

Die Chemikalien können deshalb ihr Angriffsziel oft nicht erreichen.

Professor Domagk selbst empfiehlt eine kombinierte Behandlung: Eine Vorkur mit der schwedischen PAS, eine Hauptkur mit Conteben und eine Nachkur mit Streptomycin. Auf der Kölner Gesundheitsausstellung im Sommer 1951 kann er mitteilen, daß die Tuberkulose als Volksseuche in den Hintergrund getreten sei. Sie stelle keine akute Gefahr mehr dar. Von hundert Menschen sind 1950 nur noch fünf an Tuberkulose gestorben. (1900 dagegen waren es noch 17.) Die medizinische Forschung habe ihre Front bereits in Richtung auf den Krebs verlagert.*)

Domagks gelegentlichen Äußerungen ist zu entnehmen, daß auch er sich dieser Forschungsfront zugewandt hat. Die Bekämpfung des Krebses mit chemischen Mitteln interessiert ihn schon seit langem. Was



Pulver gegen Bakterien
Nobelpreisträger Domagk

aber augenblicklich in Domagks Laboratorium vor sich geht, ist tiefstes Geheimnis.

Er hat sich so in seine Aufgaben verbeissen, daß ihm kaum noch ein Privatleben bleibt. Ein Hobby kann er sich nicht erlauben. Denn im öffentlichen Leben der Stadt Wuppertal hält er sich, so gut es geht, fern. Ab und zu ist er im Stadttheater zu sehen. In freien Stunden zieht er sich in seine Villa am Zoo zurück.

Aus der Tagespolitik möchte er sich möglichst heraushalten. Er denke als Wissenschaftler in größeren Dimensionen als die Politiker, sagte er einmal. Nur den Weibürgern gelang es seinen großen Namen und seine politische Unerfahrenheit auszunutzen. Gerhard Domagk wäre nicht der erste Wissenschaftler, dessen politische Konzeption naiv ist.

*) In die Erforschung der meisten neuen Heilmittel, die Domagk entwickelte, sind Millionenbeträge gesteckt worden. Der jährliche Forschungs-Etat der Farbenfabriken Bayer (der nördlichen Gruppe des zersplitterten IG-Konzerns) für die vier Werke Leverkusen, Udingen, Elberfeld und Dormagen beträgt 23 Millionen DM. Diese Ausgaben für Forschungsarbeiten verursachen mitunter auch bei Heilmitteln, die aus billigen Rohstoffen stammen, verhältnismäßig hohe Preise.

MUSIK

GIGLI

Nichts als Stimme (s. Titel)

Das italienische Hilfskomitee für die Hochwasser-Geschädigten rechnet mit Hunderttausenden von Lire: Beniamino Gigli will gleich nach den Feiertagen mehrere Wohltätigkeitskonzerte für die Betroffenen geben. Auf seiner kurz vor Weihnachten beendeten Deutschlandtournee sang er noch nicht gegen den Wasserschaden an, obwohl deutsche Zeitungen dies meldeten.

Der nach einmütiger Auffassung aller Kenner und Liebhaber „größte Tenor der Welt“ und zugleich — nach übereinstimmender Aussage aller, die es wissen müssen — höchstbezahlte Star überhaupt hatte bei seiner ersten Tournee in Bundesdeutschland mit Devisenschwierigkeiten zu kämpfen. Das Bundeswirtschaftsministerium gab die Transferegenehmigung für seine Riesengage nur zögernd.

In Bonn entscheidet sich darum auch, ob Gigli Ende Januar auf der Anfahrt zu seiner Skandinavien-Tournee noch einmal in Deutschland Station macht oder nicht. Zwei Abende sind immerhin geplant.

Selbst Wilhelm Furtwängler braucht mehr als zwei Konzerte, um das zu verdienen, was Gigli nach zwei durchsungenen Abendstunden einstreicht. Bei den in vier Wochen absolvierten elf Konzerten in Westdeutschland und Berlin lag der Gagen-Schnitt pro Abend um einiges über der Zehntausender-Grenze. (Die deutschen Agenten setzten insgesamt über 400 000 DM um.)

Dafür sang der Italiener auch in jedem Konzert ein gleich zweifaches Programm: einmal die offiziellen sechzehn Gesangsnummern höchst unterschiedlichen Genres, daneben aber noch die in die Zwei-Stunden-Dauer des Konzerts bereits eingeplane Zugabenkette von Reißern aller Arten.

Dieses Riesenprogramm, das dem Format von Giglis Gage durchaus die Waage hält, ohne Schaden an Leib und Kehle zu absolvieren — in Riesenräumen ohne Mikrofonübertragung, allein mit einem Begleiter — das kann nur ein Sänger, dessen Organ über beides verfügt: über die Tragfähigkeit auch in der Hauchlage — ein unerklärliches akustisches Phänomen — und gleichzeitig über das Kaliber dessen, was man in Sängerkreisen wohl eine „Röhre“ nennt.

Durchschnittliche, besonders deutsche Operntenöre wären schon nach zwei, drei solcher klingender Kraftanstrengungen, wie sie Giglis Repertoire aufweist, atemlos und stockeiser. Das stimmliche Stehvermögen des fast Zweihundsechzigjährigen setzte auch Skeptiker in Erstaunen.

Freilich gibt sich Gigli längst nicht in allen Nummern voll aus. Das offizielle Programm zumindest ist so abgestimmt, daß wenigstens die forcierten, kraftmordenden Spitzentöne nie zu dicht liegen, daß also auf Glanzstücke immer auch weniger exponierte Nummern folgen, die höchstens Konzentration, stimmlichen Charme und ein gewisses Serviertalent abverlangen.

Das ergibt im Effekt eine verwirrend bunte Reihe von Kehlkopf-Produktionen, Puccini am Anfang und Ende, Verdi zu beiden Seiten der Pause, aber dazwischen liegt — wenigstens offiziell — nicht ganz viel mehr als süßer melodischer Kitsch. Doch auch das offenbar Unvermeidliche verkauft Gigli famos. Die auf der musikalischen Reise zwischen München und Münster stets rappelvollen Riesenräume dröhn-